

Zur sozialen Situation von Roma in Ost und Südosteuropa sowie zur medialen und gesellschaftlichen Wahrnehmung der Zuwanderer in Deutschland
N. Mappes-Niedeck, Osteuropakorrespondent, Autor

Werte Zuhörerinnen,

Es ist mir eine Freude, diese Fachtagung mit meinem Eingangsvortrag zu eröffnen. Vor den Aufgaben der sozialen Arbeit – und der Jugendsozialarbeit im Besonderen – habe ich allergrößten Respekt und kann natürlich schon deshalb keinerlei einfache Lösungsrezepte anbieten.

Es freut mich jedoch, wenn ich mit meiner Erfahrung als Osteuropakorrespondent zur Versachlichung einer Debatte beitragen kann, die unser aller Gemüter bewegt, und die derzeit droht, sich in vielfacher Weise gegen die zu wenden, deren Unterstützungsbedürftigkeit wir wahrnehmen.

Der Begriff „Roma“ - in Deutschland und nur in Deutschland spricht man von Sinti und Roma - ist eine ethnische Kategorie, sie bezeichnet die tatsächliche oder die vermutete ethnische Abstammung von Menschen und sagt über deren soziale Realität selbstverständlich noch nichts aus.

Weil diese eigentlich banale Tatsache mit Blick auf die Roma Osteuropas derzeit so häufig aus dem Blick gerät, will ich – wenngleich mir natürlich bekannt ist, dass Sozialarbeiter, Funktionäre der sozialen Arbeit und Wissenschaftler, wie sie sich sicher in großer Zahl im geschätzten Publikum finden, Kategorisierungen berufsbedingt sehr kritisch gegenüberstehen - dennoch mit einer plakativen sozialen Zuordnung versuchen:

Von ihrer sozialen Lage her kann man die Roma, und zwar nicht nur die in Südosteuropa, grob in drei Gruppen einteilen: in die Assimilierten, in die sogenannte Mittelschicht und die ganz Armen.

Mit assimiliert meine ich: Sie unterscheiden sich von der Mehrheitsbevölkerung nur noch durch ihre Herkunft, manchmal durch ihr Aussehen, manchmal noch durch bestimmte Traditionen, aber nicht mehr durch ihre soziale Lage. Von vielen sagt man nur noch und sie sagen auch von sich, sie „stammten aus einer Roma-Familie“; da ist

die ethnische Besonderheit schon nur noch Geschichte. Eine geringere, aber nicht extrem kleine Zahl sogenannter Assimilierter definiert sich im Gegensatz dazu sogar sehr bewusst als der Minderheit angehörig. Sie unterhalten und tragen einschlägige Organisationen, sind im Bildungswesen tätig, als Rechtsanwälte oder in der Wissenschaft und beschäftigen sich dort mit Roma-Themen. Sie kommen häufig aus Elternhäusern, in denen die Roma-Familientraditionen schon weitgehend verschüttet waren und in denen man sich selbst schon nicht mehr als Roma sah. Erst in den letzten 10, 20 Jahren ist in diesen Kreisen wieder ein neues Roma-Selbstbewusstsein entstanden. Wie groß die Zahl oder der Anteil dieser Assimilierten ist, kann niemand sagen, einfach weil die Grundgesamtheit unbestimmt ist und weil gerade bei den Bessergestellten sowohl die ethnische Identität als auch die Fremdzuschreibung verschwimmt.

Wie auf der anderen Seite der Skala die ganz Armen leben, kann man auf Reisen etwa nach Rumänien besichtigen. Überall an den Rändern der Dörfern kann man hier winzige, verfallene Hütten entdecken, in denen Menschen am Rande der Existenz leben, Wind und Wetter ausgesetzt, oft ohne Chance auf Arbeit, ganz abhängig von der Gnade der Behörden und der Dorfbewohner, die ihnen dann und wann etwas zustecken. Die Leute aus den kleinen siebenbürgischen Dörfern wandern nicht aus; ihr Horizont endet am Dorfrand, und bei einem bestimmten Grad von Armut geht tatsächlich jede Initiative verloren. Soviel zu den Ärmsten der Armen.

Wenn am anderen Ende der Skala die assimilierten Roma auswandern, dann erkennt man sie meistens nicht als solche. Roma-sein ist allenfalls noch Familientradition. Wenig bekannt ist, dass in den 60er und 70er Jahren wahrscheinlich Zehntausende Roma vor allem aus Mazedonien und Serbien als jugoslawische Gastarbeiter nach Deutschland gekommen sind. Sie wurden und werden in der Regel nicht als Roma wahrgenommen und teilen mit den anderen Zuwanderern aus Jugoslawien die höchste Integrationsbereitschaft aller Migrantengruppen.

Was wir hier und heute als Roma vom Balkan wahrnehmen, ist die sogenannte Mittelschicht, und ich meine damit allerdings Menschen, die wir hier gewiss nicht als Mittelschicht bezeichnen würden. 80 Prozent der Roma in Rumänien und Bulgarien leben von weniger als 3,50 Euro am Tag, in Ungarn sind es 40 Prozent. Nur jede dritte

Roma-Familie in Ungarn verfügt über ein auch noch so niedriges Arbeitseinkommen. Die weitaus meisten sind seit langem arbeitslos, bestenfalls haben sie Gelegenheitsjobs. Ihre Existenz setzen sie puzzleartig zusammen: Sie suchen sich Tätigkeiten auf dem Schwarzmarkt, dem sogenannten Arbeiterstrich, treiben ein wenig Handel, sammeln Schrott und Metall und beantragen Transferleistungen. Gelegentlich kommen auch Betteln, Prostitution und kleine Diebereien hinzu. In Südosteuropa treiben viele auch ein wenig Landwirtschaft, meistens irgendwo im Brachland, denn eigenen Grund und Boden besitzt so gut wie niemand von ihnen.

Viele leben in speziellen Roma-Vierteln in kleineren oder größeren Städten. Ihre Wohnverhältnisse sind häufig ungeklärt. Man besetzt ein leerstehendes Haus oder baut sich selber eines auf einem Grundstück, das offenbar niemand beansprucht. Die meisten dieser Viertel, die an ihren Rändern auch den Charakter von Slums annehmen können, sind erst nach 1990 entstanden oder seither wenigstens stark gewachsen. Je nach Land unterscheiden sich die Wohnverhältnisse allerdings wahrnehmbar: In Ungarn oder der Slowakei sind Roma-Viertel reine Armenviertel, in Rumänien oft, aber nicht immer; hier kann man auch Siedlungen finden, in denen nur wohlhabende Roma leben. Auf dem Südbalkan dagegen, in Mazedonien oder in Bulgarien, hat sich das alte, aus osmanischer Zeit stammende Mahala-System erhalten, nach dem jede Volksgruppe unabhängig vom sozialen Status in einem bestimmten Viertel lebt. Auch wer zu Geld kommt, bleibt dort im Roma-Viertel wohnen; besichtigen kann man das zum Beispiel in der Shutka in Skopje, dem vielleicht größten Roma-Viertel Europas, wo es durchaus ansehnliche Einfamilienhäuser gibt, die dann mit Stacheldraht gesichert sind, und kaum hundert Meter weiter trifft man auf Hütten ohne Fenster und Türen.

Die Eltern der meisten Menschen, die in solch prekären Verhältnissen wohnen, lebten in den 70er und 80er Jahren in ganz normalen, wenn auch oft kleinen Wohnungen und hatten meistens einen festen Job in einer Fabrik. Es waren einfache, schlechtbezahlte Jobs, zum Beispiel in der Abfallentsorgung oder in der Gebäudereinigung, aber es gab immerhin ein regelmäßiges Einkommen, und es gab für einzelne die Chance, sich zu qualifizieren, aufzusteigen und die ererbte Armut hinter sich zu lassen. Nach 1990, als beim Übergang zur Marktwirtschaft überall die Industrie zusammenbrach, war es damit abrupt vorbei. Rumänien zählte im Jahr 1990 8,4 Millionen Arbeitsplätze, heute sind es vier Millionen. Die einfachen Jobs fielen als erste weg, und so sind unter denjenigen,

die ihren Arbeitsplatz verloren, neben Millionen ethnischer Rumänen auch so gut wie alle Roma.

Die Puzzle-Existenzen, von denen ich gesprochen habe, sind ihre Überlebensstrategien. Ein niederländischer Pastor, den ich in einer Roma-Siedlung auf Müllkippe von Cluj kennengelernt habe, wo er schon seit zehn Jahren tätig war, hat mir versichert: „Wenn ich unter solchen Bedingungen leben müsste, würde ich auf genau die gleiche Weise versuchen, mich über Wasser zu halten. Nichts von dem, wie die Menschen hier ihr Leben verbringen, ist irrational oder kulturell bestimmt. Was uns kulturell fremd vorkommt, geht in den Lebensbedingungen vollständig auf – selbst der enge Familienzusammenhalt, der ja allgemein als roma-typisch gilt: Tatsächlich sind die sozialen Sicherungssysteme und Netzwerke nach 1990 alle zusammengebrochen; was blieb, war die Familie. Das hat übrigens oft zu einer Wiederbelebung vergessener Traditionen geführt, nicht nur unter Roma; die Bräuche und Rituale haben den Zweck, die Familie in einer abweisenden Umwelt zu einer festen Solidargemeinschaft zusammenzuschmieden. Was uns wie uralte Roma-Tradition vorkommt - die auffälligen Kleidercodes, die viel zitierten Reinheitsriten – das alles hat aus sehr aktuellen Gründen Konjunktur.

Armut ist in allen Balkanländern verbreitet, vor allem auf dem Lande und in manchen Regionen; überall sind hier die regionalen Einkommensunterschiede erheblich stärker ausgeprägt als bei uns in Westeuropa. In Kroatien etwa liegt der Einkommensunterschied zwischen der ärmsten und der reichsten Region bei 1 zu 3, in Deutschland der zwischen Mecklenburg-Vorpommern und Bayern nur bei 1 zu 1,8 – und das, obwohl Deutschland 20mal so viele Einwohner hat. Nicht nur Roma sind dort arm; das gilt auch für ethnische Rumänen, Bulgaren, Serben, Albaner, Mazedonier. Von den Nicht-Roma migrieren aber weniger Arme, sondern eher Bessergestellte, gut Ausgebildete, Aufstiegsorientierte. Arme Nicht-Roma bleiben, wo sie sind, denn sie haben etwas zu verlieren: Sie haben bei der Rückübergabe des vergesellschafteten Eigentums nach 1990 oft das Häuschen der Großeltern zurückbekommen, einen halben Hektar Land, ein bisschen Vieh. In den 90er Jahren sind viele Städter, die ihren Arbeitsplatz verloren haben, aufs Land gezogen. Die allermeisten Roma aber gingen bei der Restitution leer aus, weil sie schon in vorkommunistischer Zeit nichts besaßen. Konnten sie aufgrund von Arbeitsplatzverlust ihre die Wohnung nicht mehr bezahlen,

zogen sie in innerhalb der Stadt in Elendsviertel um. Dort ist der Anreiz zur Auswanderung wesentlich höher als beispielsweise in einer isolierten Katstelle auf dem Land, wo man auch von Informationen abgeschnitten ist.

Etwa 10 Prozent der Einwohner von Bulgarien und Rumänien dürften Roma sein, und nach allem, was man weiß, sind auch etwa 10 Prozent der Emigranten Roma. Eine Bevölkerungsgruppe, die dagegen weit überproportional migriert, sind rumänische Ärzte; inzwischen gehen ganze Absolventenjahrgänge geschlossen nach Großbritannien und Deutschland, wo sie zehn Mal so viel verdienen wie im Land mit der geringsten Ärztedichte Europas.

Weil die ebenfalls armen Bulgaren, Rumänen, Mazedonier derzeit kaum migrieren, nehmen wir die Verhältnisse in der Herkunftsländern verzerrt wahr: Wir denken, nur Roma seien arm und halten das soziale Problem in erster Linie für ein ethnisches. Die wahren Probleme sind aber eine Armut, die sich verstetigt, ein eklatanter Mangel an bezahlter Arbeit und die Verödung ganzer Regionen. Mit Ethnizität, mit Kulturen haben diese Probleme alle nichts zu tun.

Manchmal hört man die etwas lauernde Frage, warum denn wohl ausgerechnet die Roma überall in Europa zu den Ärmsten gehörten. Auf die Frage bekommt man meistens zwei sehr gegensätzliche Antworten. Die eine lautet: „Die“ sind nun mal so, sie sind nicht integrierbar, wenn nicht aus genetischen Gründen, dann wegen ihrer tief eingewurzelten Traditionen. Die andere Antwort lautet: Sie würden sich ja integrieren, wenn man sie nur ließe, aber sie werden ja ständig ausgegrenzt und diskriminiert. Die eine Antwort weist die Schuld den Roma zu, die andere einer feindseligen Mehrheitsgesellschaft. Die erste Antwort ist, glaube ich, hinlänglich widerlegt. Aber auch die zweite Antwort führt leicht in die Irre.

Die Diskriminierung, Vorurteile, Hass und gezielte Ausgrenzung werden zurzeit tatsächlich gerade schlimmer statt besser. Den Vorurteilen gehört widersprochen, die Diskriminierung gehört geahndet. Aber mit Aufklärung allein werden wir den Kampf gegen Vorurteile und Diskriminierung nicht gewinnen. Sie haben vielleicht einmal die Zahl gehört: Zwischen 20 und 30% aller Deutschen wollen keine Türken oder keine Afrikaner zu Nachbarn haben, so suggerieren es verschiedene Umfragen aus langen Jahren immer wieder, aber 60% keine Roma. Bei den 20 bis 30%, die es mit Türken

und Afrikanern nicht aushalten, dürfte wohl Rassismus das vorherrschende Motiv sein. Bei den 60% aber, die nicht mit Roma zusammenleben wollen, dürfte mindestens bei der Hälfte ein anderes Motiv vorliegen: Man möchte nicht, dass im Mietshaus oder in der Einfamilienhaussiedlung nebenan eine Familie zu zehnt auf drei Zimmern lebt und sich vom Schrotthandel ernährt. Das ist das Bild, das man sich von Roma macht. Schaut man sich die Ressentiments gegen Roma genauer an, so stellt man fest: Es sind Ressentiments, wie man sie auf der ganzen Welt gegenüber Armen pflegt – dass sie gar nicht arbeiten wollen, dass sie alles verdiente Geld immer auf den Kopf hauen, statt zu sparen, dass sie viele Kinder kriegen, um das Kindergeld zu kassieren, dass sie unehrlich sind und stehlen, dass sie sich nicht richtig sauber halten. Alles das, und zwar mit exakt denselben Worten, erzählen sich auch Brasilianer über die Bewohner der Favelas und nicht wenige weiße Amerikaner über ihre schwarzen Mitbürger. Es ist eine einfache Umkehr von Ursache und Wirkung: Die Folgen der Armut werden als Grund für die Armut missinterpretiert. Die Armut, ist sicher nicht die historische Ursache dafür, dass Roma noch immer am Rande der Gesellschaft leben, aber sie ist der Grund dafür, dass die meisten von ihnen noch immer dazu gezwungen sind, und sie ist der wichtigste Grund dafür, dass sich das Ansehen der Roma und mit ihm die Integrationschancen verschlechtern statt verbessern.

Der Grund dafür, dass Roma arm sind, reicht tief in die Geschichte zurück. In Westeuropa waren sie ausgegrenzt, wurden überall vertrieben. Für die Verhältnisse in Osteuropa aber ist Ausgrenzung nicht der passende Begriff, weder aktuell noch historisch. In weiten Teilen Osteuropas waren die Roma Sklaven – Sklaven wohlgemerkt, keine Leibeigenen; sie konnten verkauft werden, man konnte ihre Familien zerreißen, sie an einen anderen Ort bringen. Das ist in Europa kaum bekannt; über die Baumwollsklaven in der USA wissen wir alle viel mehr. Die Lage der Roma und die der Afro-Amerikaner hatten aber durchaus ihre Ähnlichkeiten. Selbst in den USA mit ihren strengen Regeln des respektvollen Umgangs und mit ihrer *affirmative action* ist es bis heute nicht gelungen, die Afro-Amerikaner wirtschaftlich gleichzustellen.

Armut reproduziert sich eben, und das nicht, weil die Armen sich so unvernünftig verhalten würden, sondern weil sie sich, gemessen an ihrer Armut, eben vernünftig verhalten. Es ist nicht vernünftig zu sparen, wenn man nicht genug hat, und z.B. die Regel, dass sich Kriminalität nicht bezahlt macht, gilt nur für den, der über andere, bessere Chancen verfügt. Eine jüngste Studie aus Manchester macht bei britischen

Langzeitarbeitslosen exakt die „Lebensweisen“ und Verhaltensmuster aus, die wir für „typisch Roma“ halten. Man nennt das die Armutsfalle; man entkommt ihr nur, wenn sich die Verhältnisse ändern. Was uns als „typisch Roma“ erscheint, ist zu 80% Armut, vielleicht zu 18% Prozent Balkan und höchstens zu 2% wirklich romaspezifisch.

Aber auch bezogen auf die aktuellen Verhältnisse beschreibt das Muster „Ausgrenzung“ das Leben der Roma in Osteuropa nur sehr ungenau. Wir haben es in Südosteuropa mit mehr oder weniger partikularen Gesellschaften zu tun. Mazedonien ist dafür ein gutes Beispiel: Das Staatsvolk, die Mazedonier, machen etwa zwei Drittel der Bevölkerung aus, die Albaner ein Viertel; hinzukommen Minderheiten wie Roma, Türken, slawische Muslime. Die Volksgruppen haben, wie schon erwähnt, ihre eigenen Dörfer und in den kleineren Städten auch ihre Stadtviertel, die so genannten Mahalas. Die ethnische Trennung erstreckt sich auch auf die Privatwirtschaft: Mazedonische Unternehmer stellen Mazedonier ein, albanische Albaner. Aus dieser Perspektive müssten eigentlich Roma von Roma-Unternehmern eingestellt werden, die es aber nicht gibt. Das Verhältnis ist als Ausgrenzung nicht treffend beschrieben; jedenfalls speist es sich nicht aus Rassismus. Man muss es nicht einmal als Rückständigkeit qualifizieren. Wo hohe Arbeitslosigkeit herrscht – in Mazedonien liegt sie seit Jahren konstant über 30 Prozent – spielt Qualifikation als Einstellungskriterium nicht mehr die wichtigste Rolle, denn für jeden Job stehen ja ausreichend qualifizierte Bewerber zur Verfügung. Man nimmt dann eben den Schwager oder den Cousin, und der gehört in aller Regel zur eigenen Volksgruppe.

In diesen Tagen hören wir viel von einer angeblich verbreiteten Kriminalität unter Roma; in manchen osteuropäischen Ländern, vor allem in Ungarn, der Slowakei und in Bulgarien, ist das Thema seit Jahren ein Dauerbrenner. Bei uns im Westen bringt man das Täter- und das Opferschema gern zusammen und argwöhnt, Roma würden von Schleppern zum Betteln und Stehlen nach Deutschland und Westeuropa gebracht. Dabei hatten nur zwei Fälle bisher vor Gerichten Bestand: Einer in London, in dem tatsächlich Kinder zum Betteln geschleppt wurden, und einer in Wien, bei dem es um Behinderte ging; einer dritter Fall wird momentan in Paris verhandelt. Anzeigen gibt es viel mehr. Bei den meisten Rechtshilfeersuchen aber, die aus westeuropäischen Ländern an die rumänischen und bulgarischen Behörden ergingen, hat sich der vermutete Hintergrund nicht bestätigt.

Auch die Geschichte von den Hintermännern, die arme Leute vorschoben, dann abkassieren und selbst in Reichtum leben, entpuppt sich bei näherem Hinsehen meistens als Schimäre. Roma leben und arbeiten fast immer in Familienstrukturen. Was innerhalb einer Familie Zwang ist und was freiwillig, lässt sich naturgemäß nur schwer auseinanderhalten. Familienübergreifend gibt es zwar so etwas wie eine Ansehenshierarchie, aber keine Struktur von Befehl und Gehorsam, schon gar nicht in Slumsiedlungen. Große „Clan-Chefs“ jedenfalls, die Roma-Viertel „wie einen Staat regieren“, gibt es nicht. Als „organisiert“ wird immer wieder auch das gemeinsame Reisen oder das Aufteilen von Stellplätzen unter Verwandten gedeutet. Unter bandenmäßiger Organisation verstehen wir etwas ganz anderes. Es stimmt zwar, dass nicht alle Roma arm sind. Aber die wirklich Reichen unter ihnen kann man in allen Balkanländern an den Fingern einer oder zweier Hände abzählen. Die berühmten prunkvollen Villen, die wir gelegentlich in Fernsehdokumentationen sehen können, sind schon auf einen flüchtigen zweiten Blick alles andere als prunkvoll. Es findet viel Messing und falscher Marmor Verwendung, aber oft gibt es nicht einmal fließendes Wasser im Haus. Es ist ein Reichtum, der noch das Kennzeichen der Armut trägt, aus der er hervorgegangen ist. Die meisten sogenannten „reichen“ Roma, wie wir sie besonders in Rumänien und Bulgarien antreffen können, haben ihr Geld übrigens mit Schrott- oder Buntmetallhandel verdient, manchmal auch mit Schmuggel und anderen krummen Geschäften, wie sie in Slums gedeihen. Es sind alles Familienbetriebe; ihre Mitarbeiter sind ihre Verwandten.

Ein beliebtes Missverständnis ist auch, Erkenntnisse über einzelne Roma-Gruppen wenn nicht auf alle Roma, so doch ausgerechnet genau auf die falschen zu übertragen. Man hört zum Beispiel oft, unter den Roma selbst herrsche ein starker Corpsgeist, der die Integration schon von innen heraus verhindere; Kern des Problems sei also die Arroganz, die man unter Roma den Gadsche, also allen Nicht-Roma entgegenbrächte. Tatsächlich setzen sich manche Traditionalisten in Kleidung und Gebräuchen von der Mehrheit bewusst ab. Sie sind unter den Roma aber nur eine Minderheit, und unter den Armutswanderern, die sich in Abbruchhäusern niederlassen, sind gerade die traditionellen Familien so gut wie gar nicht vertreten. Die Traditionalisten gehen oft klassischen Gewerben und Geschäften nach, sind in der Regel nicht arm und haben es nicht nötig, in Duisburg in ein Abbruchhaus zu ziehen.

Manchmal hört man auch, die Roma spezialisierten sich auf Trick- und Einschleichdiebstähle. Es gibt tatsächlich einige Roma-Familien, die solche Delikte kultiviert haben und ihre Kniffe von Generation zu Generation weiterreichen. Sie sind nicht zahlreich, werden aber verstärkt wahrgenommen, weil sie oft von Stadt zu Stadt ziehen. Vor allem die Trickdiebstähle erfordern gute Kenntnisse der Sprache und der örtlichen Verhältnisse, Voraussetzungen, über die gerade die Armutswanderer in den seltensten Fällen verfügen. Mit der jüngsten Migrationswelle hat das Problem nichts zu tun.

Was kann man tun, wenn man weiß, dass die Armut das Problem ist?

Vielleicht beginnen wir mit dem einfacheren Part: mit dem, was man nicht tun sollte.

Die erste Regel lautet: Wir können Armutswanderung nicht verhindern! Wer das nicht begriffen hat, wird immer alles falsch machen. Abschreckende Beispiele bieten Italien und Frankreich, die jahrzehntelang die Illusion pflegten, die Roma seien Nomaden und zögen weiter, wenn man ihnen die Bedingungen nur widrig genug gestaltet. Man wies ihnen Plätze für das sogenannte fahrende Volk zu, meistens weit draußen in der Industriebrache. Das Ergebnis war, dass dort regelrechte Slumsiedlungen entstanden. In Deutschland haben vermeiden wir, seit den 80-er Jahren zumindest, diesen Fehler. Dafür machen wir andere Fehler. Weil wir eine Einwanderung in die sozialen Sicherungssysteme verhindern wollten, haben wir arbeitssuchende EU-Bürger von Sozialleistungen ausgeschlossen. Doch siehe da: Viele kamen trotzdem. Schwarzarbeit zu Dumping-Löhnen, der Bezug von Kindergeld – das reicht bei niedrigsten Ansprüchen als Motiv für die Auswanderung schon aus. Mit anderen Worten: So schlecht, dass die Armen „zu Hause“ bleiben, kann man die Bedingungen gar nicht gestalten.

Wer meint, man könne mit abschreckenden Bedingungen Armutswanderung verhindern, tappt in dieselbe Falle, in die Kommunen der Nachkriegszeit mit ihrer „Zigeunerpolitik“ gelaufen sind. Wenn wir den Zugang zu Sozialleistungen erschweren, hoffte man, gehen sie woanders hin. In Wirklichkeit schaffte man so erst die Slums, die man vermeiden wollte – Peter Widmann vom Zentrum für Antisemitismusforschung hier in Berlin hat das anhand zweier Beispiele, der Städte Freiburg und Straubing, exakt nachgewiesen. Mehr als zwanzig Jahre hat Deutschland gebraucht, um das zu

begreifen und mit ernsthafter Integrationspolitik zu beginnen. Erst danach begannen die Elendssiedlungen deutscher Sinti allmählich zu verschwinden.

(An dieser Stelle vielleicht eine Begriffserklärung: In Deutschland, und nur dort, kennen wir die merkwürdige Doppelformel Sinti und Roma; in Österreich spricht man von Roma und Sinti und sonst überall nur von Roma, im englischen Sprachraum von Romani oder Gypsies. Grund ist folgender: Bis vor wenigen Jahrzehnten gab es gar keinen gemeinsamen, internationalen Volksnamen für diejenigen, die von den anderen Zigeuner, Tziganes, Cigány genannt wurden. Man empfand sich ja nicht als Volk. Ein gemeinsames Wort wurde erst nötig, als um 1970 die Roma-Bewegung auftrat. Man einigte sich auf „Roma“. In Deutschland, wo nach der Nazi-Verfolgung der Widerwille gegen das Wort Zigeuner besonders stark war, hatten die wenigen Aktivisten schon vorher das Wort Sinti, in der Einzahl Sinto, als eine Art Volksnamen durchgesetzt. Darauf wollte man nicht mehr verzichten.)

Zurück zum Thema: Armutswanderung ist natürlich eine Belastung für unsere Gesellschaft, da gibt es nicht drum herum zu reden. Aber die untauglichen Versuche, diese Armutswanderung zu verhindern, belasten unsere Gesellschaft am Ende noch viel mehr. Das gilt nicht nur für die Roma aus Bulgarien und Rumänien, die ja EU-Bürger sind und die man nicht ausweisen kann. Nein, es gilt auch für die Asylbewerber aus Serbien und Mazedonien, die keine Verfolgung glaubhaft machen können und deshalb aus Deutschland oder Belgien wieder abgeschoben werden. Als deutsche Bundesländer damit begannen, Roma aus dem Kosovo die Duldung als ehemalige Bürgerkriegsflüchtlinge zu entziehen und sie abzuschieben, bin ich ins Kosovo gefahren. Ich wollte eine Reportage darüber machen, wie es den Abgeschobenen ergeht. Zu meiner Verblüffung habe ich kaum jemanden angetroffen. Verwandte gaben mir dann eine deutsche Handy-Nummer. Die habe ich dann angerufen, und siehe da: Die meisten waren längst wieder in Deutschland – nur diesmal illegal und ohne Chance auf Integration. Wer einmal über längere Zeit im Westen war und womöglich dort seine Jugend verbracht hat, wird immer wiederkommen. Alles andere ist eine Illusion. Man mag darüber lamentieren, verhindern wird man es nicht.

Der zweite Fehler ist mindestens ebenso verbreitet und mindestens ebenso verhängnisvoll: Es gilt als Königsweg, Druck auf die Balkanländer auszuüben, damit

sie dort ihre Roma besser behandeln und diese dann eben nicht migrieren. Richtig daran ist, dass Brüssel darauf achten sollte, dass gezielte Diskriminierung, Herabwürdigung oder gar Verfolgung wegen der ethnischen Herkunft in keinem Mitgliedsland toleriert wird. Aber es ist eine Illusion, dass man mit Druck auf die Regierungen der ärmsten Länder Europas ein Armutsproblem lösen könnte. Grassierende Armut ist zu weiten Teilen, wie bereits erwähnt, ein Problem ganzer Regionen und ein Problem des Arbeitsmarktes. Mit Projekten oder gar mit Volkserziehung, sei es der Roma oder der Mehrheitsbevölkerung, kommt man diesen Problemen nicht bei. Dazu bedarf es einer gründlichen Strukturförderung und gezielter sozialer Hilfen, die erst einmal den Teufelskreis der Armut durchbrechen und alle Menschen in den Stand setzen, sich irgendwann selbst zu helfen. Die Instrumente dazu gibt es: den Fonds zur regionalen Entwicklung und den Sozialfonds der Europäischen Union. Sie sind allerdings zu schwach ausgestattet, wurden jüngst eingefroren und beruhen auf Kofinanzierung, wie es dem Subsidiaritätsprinzip der EU entspricht. Je niedriger die Ebene, auf der die Entscheidung über die Verteilung von Hilfsgeldern fällt, desto schärfer wird der Verteilungskampf. Der Nachbar der Roma ist meistens selbst nicht reich, und wenn ein Bürgermeister entscheiden soll, ob er das neue Gesundheitszentrum ins Roma-Viertel oder dahin setzen soll, wo die Bulgaren leben, wird er sich für die bulgarische Wohnsiedlung entscheiden, wenn er wiedergewählt werden will.

Lassen Sie mich ein Beispiel dafür geben, dass man mit Druck auf die Herkunftsländer auch das Gegenteil erreichen kann. Noch im letzten Herbst waren bei uns nicht die Armutsflüchtlinge aus Rumänien und Bulgarien das Thema, sondern die Asylbewerber aus Serbien und Mazedonien. Seit für Bürger beider Länder 2009 die Visumpflicht aufgehoben wurde, kamen erstmals im Sommer 2010 ein paar Hundert – meist Roma – nach Deutschland oder Luxemburg, um dort Asyl zu beantragen. Viele von ihnen wussten genau, dass sie kein Asyl bekommen würden. Manche hofften, in einer Sammelunterkunft über den Winter zu kommen, andere probierten, sich mit Gelegenheitsjobs durchzuschlagen und die Basis für eine neue Existenz zu finden. Für manche hat sicher auch die Gesundheitsversorgung für Asylbewerber eine Rolle gespielt. Tatsächlich sind viele chronisch krank. In den Herkunftsländern ist die Versorgung zwar in der Theorie kostenlos, in der Praxis aber verlangen die staatlich angestellten Ärzte Geld, das vor allem Roma nicht haben.

Wir haben nun den Beitrittskandidaten Serbien und Mazedonien auferlegt, den sogenannten Asylbetrug zu verhindern. Die Regierungen taten, was sie konnten. Auf Druck der großen EU-Länder hat Mazedonien 2011 einen Paragraphen in das Strafgesetzbuch aufgenommen, der die sogenannte Beihilfe zum Asylbetrug unter Strafe stellt. Wer einen sogenannten Asylbetrüger beherbergt oder transportiert, ihm die Reise organisiert oder ihn nur ermuntert, wie es dort heißt, wird mit Freiheitsentzug nicht unter vier Jahren bestraft. Der Paragraph trifft vor allem Reisebüroangestellte und Busfahrer, deren Büroräume und deren Busse nach dem Gesetz konfisziert werden können. Wie stellt nun ein Reisebüroangestellter oder ein Busfahrer fest, wer unter seinen Fahrgästen ein Asylbetrüger ist und wer nicht? Ganz einfach: Mit dem Roma-Blick! Wer wie die meisten Osteuropäer mit Roma in der Schule oder in der Nachbarschaft aufgewachsen ist, kann Roma als solche erkennen oder bildet sich das wenigstens ein. Man achtet also auf den bronzenen Teint oder auf die abgewetzten Turnschuhe und sagt den Roma: Es gibt keine Fahrkarte, raus aus dem Bus! Das ist nun wirklich rassistische Diskriminierung, und man wird diese Diskriminierung Mazedonien beim nächsten Fortschrittsbericht als Beitrittshindernis ankreiden.

Ein Wort noch vielleicht zur Diskriminierung. Ich sagte schon: Sie wird zurzeit schlimmer statt besser, und sie sitzt tief. Gerade in den ex-jugoslawischen Ländern ist die Differenzierung nach ethnischen Kriterien ja geradezu das Konstruktionsprinzip der Gesellschaft. Aber wie gesagt: In einem Land, das aus ethnischen Communities besteht, hat das Wort Diskriminierung eine andere Bedeutung als in einer modernen Gesellschaft der Gleichen, wo einige eben nicht ganz gleich sind. In Mazedonien zum Beispiel sind zwei Drittel der Bevölkerung Mazedonier, ein Viertel sind Albaner, und halten es alle für normal, dass mazedonische Arbeitgeber Mazedonier einstellen und albanische Albaner. Nach diesem Prinzip müssten Roma sich eben von Roma-Arbeitgebern anstellen lassen, die es aber nicht gibt. „Ausgrenzung“ ist für diese Verhältnisse nicht der treffende Begriff.

Diskriminieren kann man übrigens auch positiv, und gerade in Mazedonien findet eine solche positive Diskriminierung in Ansätzen auch statt. Es gibt ethnische Quoten in der Verwaltung und an der Universität, und man trifft hier auch Roma-Polizisten an. Auch in Mazedonien rangieren Roma am unteren Ende der Gesellschaft und damit auch ganz unten in der Ansehenspyramide. Aber es gibt zumindest einen gewissen elementaren Respekt. An Feiertagen wie dem Welt-Roma-Tag begibt sich der

Bürgermeister mit seiner Amtskette ins Roma-Viertel und schüttelt Hände. Man spricht in offiziellen Dokumenten von den „Bürgern der Roma-Nationalität“, es gibt einen Minister ohne Portefeuille und einen rührigen Vize-Sozialminister, die Roma sind. Wenn ich irgendwo in Ungarn nach dem Roma-Viertel frage, ernte ich ein widerwilliges Schulterzucken, oder die Antwort wird mit einer abschätzigen Bemerkung garniert. In Mazedonien bekommt man ganz normal Auskunft. An der Armut und an der fast totalen Arbeitslosigkeit der Roma ändert das noch nichts. Vorurteile gibt es natürlich auch hier, und auch in Mazedonien wird erkennbaren Roma in den teureren Lokalen der Eintritt verwehrt. Die Polizei prügelt, und wer sich dagegen wehrt, bekommt vor Gericht kein Recht. Die Verhältnisse treffen auch Nicht-Roma, aber wegen ihrer Armut und ihrem geringen Einfluss haben Roma noch weniger Chancen, sich durchzusetzen, als andere Mazedonier. Die Vorurteile sind hier zwar wohl weniger aggressiv als in Lyon oder in Duisburg. Aber das nützt den Roma immer weniger. Soziales Prestige ist auch in den Balkanländern immer stärker vom Einkommen abhängig, und auch hier glauben immer mehr Menschen, jeder sei seines Glückes Schmied. Gut gemeinte Strategien zum Abbau von Vorurteilen sind dabei nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Mit der Politik der Ausreisekontrollen tragen wir allerdings dazu bei, dass die Situation der Roma im Lande sich verschlechtert. Wenn wegen der sogenannten Asylbetrüger der Weg zur EU-Mitgliedschaft versperrt ist, richtet sich der Volkszorn gegen die Roma. In Serbien kann man das schon beobachten.

Kann man etwas tun? Nun, man kann und muss zunächst diejenigen, die zu uns kommen, menschenwürdig behandeln, Integrationsangebote unterbreiten, Unterkünfte bereitstellen, eine Kleiderkammer, eine Suppenküche, und man sollte ihnen auf Dauer Sozialleistungen nicht verweigern. Das osteuropäische Armutsproblem werden wir damit selbstverständlich nicht lösen. Ich habe vorhin die Geschichte der Roma mit der Geschichte der afrikanischen Sklaven in den USA verglichen; der Vergleich trägt auch bis ins 20. Jahrhundert. Bis in 1940er Jahre gab es am Rande aller großen amerikanischen Städte riesige Slums, in denen vor allem, aber nicht nur, Schwarze lebten. Im New Deal sind sie alle verschwunden, und zwar nachhaltig, auf Dauer. Millionen Menschen bekamen erstmals die Chance, sich überhaupt in die Arbeitsgesellschaft zu integrieren, und Hunderttausende von ihnen haben sie genutzt.